

WAS MACHT DER SCHNEE IM GEDICHT?

Beispielanalysen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart

„Schnee ist ein Wort.“¹⁾
Ilse Aichinger

„Durch ein Wort, das bloße Wort Schnee,
wird für das geschützte Wesen das All
ausgedrückt und zugleich ausgelöscht.“²⁾
Gaston Bachelard

Schnee ist ein in vielen, wenn auch bei weitem nicht in allen Regionen der Welt bekanntes Naturphänomen. Als solches ist Schnee Gegenstand poetischer Exploration, und in den Dichtungen dieser Regionen ebenso präsent wie in der Natur selbst (er könnte und sollte durchaus als ein Marker der dominanten Kulturen des ‚global North‘ kritisch reevaluiert werden). Schon in den frühesten literarischen Zeugnissen vom Gilgamesch-Epos bis zu Homer werden schneebedeckte Berge mit dem Sitz der Götter assoziiert und damit metaphysisch aufgeladen. Auch in späteren Texten – besonders, wenn es um die Imagination oder die reale Erkundung glazialer und später polarer Zonen geht – werden Schneelandschaften mit dem Erhabenen assoziiert. Notorisch ist in der abendländischen Literatur die Verbindung von Schnee mit dem Weihnachtsfest, auch wenn am Ort der Geburt Christi in Bethlehem in der Regel kein Schnee vorkommt. Emotional aufgeladen haben sich Schneelieder und Schneegedichte über Jahrhunderte hinweg erhalten. Zur aktuellen Ökopoesie trägt Schneelyrik die Sorge bei, dass der Schnee angesichts der sich abzeichnenden globalen Erwärmung ausbleibt. In der Dichtung ist Schnee ein Sprachen und Kulturen

¹⁾ ILSE AICHINGER, Kleist Moos Fasane, Frankfurt/M. 1991, S. 113.

²⁾ Zitiert nach DURS GRÜNBEIN, Vom Schnee, in: Zeitschrift für Germanistik 2011, Neue Folge, Vol. 21, No. 2 (2011), S. 256–258, hier: S. 258.

weiträumig übergreifendes Phänomen, das immer und keineswegs ideologiefrei über sich selbst hinausweist, gleich ob es zu einem Bild der Reinheit stilisiert oder aus wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse beobachtet und beschrieben wird.

Wegen vielfacher Qualitäten, die mit dem Schnee assoziiert werden – Kälte und Erstarrung, Unberührtheit und Ewigkeit, Schutz oder blendende Schönheit –, lässt sich der Schnee in seiner metaphorischen Valenz nicht festschreiben. Trotz seiner Präsenz in den Literaturen so vieler divergierender Kulturen über einen langen Zeitraum hinweg erweisen sich die Zuschreibungen an den Schnee aber als überraschend konstant.³⁾ Man kann nicht Schnee ins Gedicht bringen, ohne dessen physische Materialität anzusprechen – die sich als ebenso instabil erweist wie seine poetische Funktion und Bedeutung. Und man spricht im Gedicht kaum von Schnee, ohne ihm Wertvorstellungen zuzuweisen, die weit über seine realen Eigenschaften hinausreichen.

Was ist Schnee und was macht Schnee im Gedicht? Ist Schnee nur ein besonderer Aggregatzustand von Wasser? Eine Bewegung in der Luft oder eine Ablagerung auf dem Boden, auf Objekten? Kristalle am Fensterglas? Ist er „Harnisch“ oder „[s]ilberweisse[r] Winter Regen“ wie bei Georg Philipp von Harsdörffer, oder erscheint er nur mehr „grau und labbrig“ wie bei Steffen Popp? Ist er ein traditionelles Symbol der „Reinlichkeit“ oder ein subversives Medium für die Dekonstruktion der Hyperobjekte im Anthropozän? Geht es um Individuen – einzelne Schneeflocken, Schneekristalle – oder um eine kollektive Erfahrung im Schneegestöber? Um verhüllende Schneedecken und erdrückende Schneelast, die Lebendes unter sich begraben, zur Erstarrung, zum Verschwinden bringen können, oder um ‚Pulverschnee‘, der die Landschaft ‚überzuckert‘ und in seiner glitzernden Leichtigkeit unbändige Freude hervorruft? „Schnee ist ein Wort“ hat Ilse Aichinger im Dezember 1975 in einem denkwürdigen Prosatext festgehalten.⁴⁾ Ihr Satz formuliert eine poetologisch relevante Feststellung, ja, eine strenge Maxime, an die sich zu halten gar nicht so einfach ist, sobald von Schnee im Gedicht die Rede ist – ein Wort, das, wie Durs Grünbein mit Gaston Bachelard sagt, Ausdruck und Auslöschung des „Alls“ zugleich umfasst.⁵⁾

Das Schnee-Gedicht, das in den letzten beiden Jahrzehnten wohl die meiste Aufmerksamkeit zumindest der internationalen Germanistik auf sich gezogen hat, ist Durs Grünbeins Langgedicht ›Vom Schnee oder Descartes in Deutsch-

³⁾ Vgl. dazu CHRISTOPH GRUBE, MARKUS MAY, Schnee, in: Metzler Lexikon literarischer Symbole, hrsg. von GÜNTER BUTZER und JOACHIM JACOB, 3. Aufl., Stuttgart 2021, S. 560–562.

⁴⁾ Zit. Anm. 1.

⁵⁾ Zit. Anm. 2.

land« (2003).⁶⁾ Es war auch der Ausgangspunkt einiger gemeinsamer Lektüren einer kleinen Gruppe von MitarbeiterInnen an dem von mir 2022–2024 vertretenen Lehrstuhl für Neugermanistik an der Freien Universität Berlin. Die VertreterInnen dieses Lehrstuhls und ihre MitarbeiterInnen lösten einander mit den Jahren ab. Die Gespräche wurden neu fokussiert und andere Gedichte rückten in den Blick. Nach Claus Zittels kritischer Abrechnung mit Grünbeins poetisch ausformulierten Descartes'-Lektüren und deren Bearbeitung in der zeitgenössischen Germanistik⁷⁾ galt es dennoch, dem cartesianischen Pudel weiter auf der Spur zu bleiben⁸⁾ und der Kernfrage nachzugehen, was Gedichte *vom Schnee* zu sagen haben – von Jahrhunderte altem Schnee, von Schnee von gestern, aber auch gerade von erst erschienenem Schnee. Am vorläufigen Endpunkt dieser Gespräche steht mit ›Flussgang‹ (2023) der zwanzig Jahre nach Grünbeins Gedicht publizierte jüngste Gedichtband von Robert Schindel. In dem Gedicht ›Im Schneegestöber‹ bekennt der fast achtzigjährige Autor:

In alter Haut fühl ich mich splitterneu
Bis die Metapher kommt: Bei Sturm und Flocken
Schnee im April bis über beide Socken⁹⁾

Bei Durs Grünbein findet sich eine ähnlich ernüchternde Stelle, die Schnee und die Profanität der Vergänglichkeit aber zugleich *verschmilzt* mit erneuernder, auf das Ewige verweisender Selbsterkenntnis. Sie gilt, am Ende seines Langgedichts, dem sterbenden Philosophen:

Melancholie. Auf seinem Sterbelager, schwarz auf weiß,
Da plötzlich stand – im Schnee ein Haufen Pferdemit,
Das Nonsenswort: Du bist ein Nichts. Und jeder sahs
Dort durch den Firnis auf der Stirn, den kalten Schweiß:
Das Epitaph. In scharfen Fältchen war es eingeritzt [...].¹⁰⁾

Hier kontert Schnee „[d]as Nonsenswort: Du bist ein Nichts“ – Schnee auf Lateinisch nix – und ist doch durch ihn, „schwarz auf weiß“, erst sichtbar, lesbar geworden. Im zeitgenössischen Gedicht ist die Rede vom Schnee längst schon

⁶⁾ DURS GRÜNBEIN, *Vom Schnee oder Descartes in Deutschland*. Frankfurt/M. 2003.

⁷⁾ CLAUD ZITTEL, *Tauchen im Schnee von gestern*. Grünbeins Descartes-Lektüren und ihre Folgen, in: *Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750) IV*, hrsg. von LAURA AUTERI, ALFRED NOE und HANS-GERT-ROLOFF, Bern u.a. 2016, S. 493–521.

⁸⁾ „De la neige, de la pluie et de la grêle“ [Vom Schnee, vom Regen und vom Hagel] ist der Titel des sechsten Discours von ›Les Météores‹, einem der drei Essays, die René Descartes 1637 gemeinsam mit seinem ›Discours de la Méthode‹ veröffentlichte. Vgl. dazu das Unterkapitel ›Schnee-Bilder‹, in: CLAUD ZITTEL, *Theatrum philosophicum*. Descartes und die Rolle ästhetischer Formen in der Wissenschaft, Berlin 2009, S. 219–225.

⁹⁾ ROBERT SCHINDEL, *Flussgang*, Berlin 2023, S. 19.

¹⁰⁾ GRÜNBEIN, *Vom Schnee* (zit. Anm. 6), S. 139.

vom Erhabenen auf den Boden nüchterner Tatsachen zurückgebracht worden – und entgeht der überkommenen Metapher doch nicht. Grünbein greift an der zitierten Stelle zu einer raffinierten phonetischen Überblendung von „Firn“ (liegendebliebenem, vereistem Altschnee aus früherem Schneefall) und „Firnīs“ (dem Klarlack, mit dem vor allem Gemälde zum dauerhaften Schutz übermalt werden und der die Farben erst richtig hervortreten lässt) – dieser Firnis legt sich im Gedicht buchstäblich über den Firn.¹¹⁾ Mit der Übermalung bringt Grünbein das immer wieder im Gedicht aufgegriffene Leitmotiv der Kunstgemälde zu seinem Abschluss. Der, dem hier im Angesicht des Todes der – wie der Schnee – „kalte[] Schweiß“ auf die Stirn getreten ist, wird langsam selbst zum Schnee. Er liest die vor ihm erscheinende banale Realität „schwarz auf weiß“, erkennt darin die Nichtigkeit der eigenen Existenz und erlebt im Folgenden das eigene Dahinschmelzen: „Nun löst sich auf – ein Schneekristall – in Blut und Rotz/ Was so lang hielt. Der Pastor mahnt: ‚Seid Ihr bereit?‘“¹²⁾

Michael Eskin, der viele Gespräche mit dem Dichter geführt hat, fragt sich, ob „in the guise of ›Vom Schnee‹s labyrinthine narrative [...] Grünbein is in fact writing the story of his own growth as a poet.“¹³⁾ Dabei wird die Metapher selbst zur Gretchenfrage des poetischen Diskurses – und dies nicht nur in Grünbeins Gedicht. Explizit ausgesprochen wird sie bei Robert Schindel, der keinen Zweifel daran lässt, dass er es ist, der, indem er vom „Schneegestöber“ schreibt, von sich und seiner Geschichte schreibt, und damit vom poetischen Schreiben *von Geschichte* – immer im Gedenken an das „Dröhnen“, das Paul Celan wahrnahm, als „die Wahrheit selbst/ unter die Menschen/ getreten,“ ist, „mitten ins/ Metapherngestöber.“¹⁴⁾

Was haben – im Gedicht – der Schnee und das Auftreten der Wahrheit miteinander zu tun? Ist der Schnee, von dem Grünbein und Schindel schreiben, derselbe? Die beiden vielfach mit Literaturpreisen ausgezeichneten Zeitgenossen und Dichter deutscher Sprache trennen Ort und Zeitraum ihrer Geburt; es trennen sie Unterschiede in der historischen Erfahrung und eine andere kulturelle Sozialisation, ganz ungleiche Lektüren, Denktraditionen, Bekenntnisse; es trennt sie die unbeschreibbare Differenz zwischen dem deutschsprachigen Westen und Osten, Österreich und Deutschland. Was macht den Zugang zu „Schnee“ in ihren Gedichten vergleichbar und doch so anders? Was macht der

¹¹⁾ „Firn“ und „Stirn“ wären dabei ebenfalls aufeinander zu beziehen; den Binnenreim unterbindet aber vorsorglich die Ausdehnung des Wortes in Fir-nis.

¹²⁾ GRÜNBEIN, *Vom Schnee* (zit. Anm. 6), S. 139.

¹³⁾ MICHAEL ESKIN, *Descartes of Metaphor: On Durs Grünbein's Vom Schnee*, in: *Schaltstelle. Neue deutsche Lyrik im Dialog*. Hrsg. von KAREN J. LEEDER, Amsterdam und New York 2007, S. 163–179, hier S. 172.

¹⁴⁾ PAUL CELAN, *Neue kommentierte Gesamtausgabe*. Hrsg. und kommentiert von BARBARA WIEDEMANN, Berlin 2018, S. 210.

Schnee im Gedicht? Schreiben Gedichte *vom Schnee* zugleich diesen ewigen Schnee in Kontexte ein, die es beim Lesen eher differenziert aufzulösen gilt, als ihre angeblich feste Bedeutung in der literaturwissenschaftlichen Nomenklatur einzufrieren?

Man muss nicht komparatistisch arbeiten und weit auseinander liegende Sprachen und Kulturen vergleichen um gewahr zu werden, dass Schnee, ein so bekanntes, immer wiederkehrendes, im Gedicht ebenso unzählige Male wie in der Natur auftretendes Ereignis mit jedem neuen Mal neu wahrgenommen, neu erfahren und neu gedeutet werden kann – „splitterneu“, wenn man so will. Mit jedem neuen Mal tritt ein anderer, schon erfahrener und gedeuteter Schnee mit in Erscheinung, spielt mit, spricht mit. Es scheint, als sei Schnee der poetische Topos schlechthin – unbegreiflich *natürlich*, und doch nicht lebendig. Geschehenes Geschehen und zugleich unfassbar zeitlos. Schnee macht etwas im Gedicht und Schnee macht etwas mit dem Gedicht: „Schnee ist ein Wort.“

Die im vorliegenden Themenheft versammelten Beiträge sind von den durch Durs Grünbeins Gedicht initiierten, von ihm ausgehenden und weiter geführten gemeinsamen Gesprächen über Gedichte vom Schnee inspirierte, singuläre Versuche. Sie nehmen Schnee beim Wort und nähern sich Schnee im Gedicht auf verschiedene Weise an. Mit jedem einzelnen Beitrag verbindet sich eine über die jeweilige Fallstudie hinausweisende poetologische Fragestellung. „Schnee ist ein Wort“ wird als Maxime ernst genommen, um die indexikalische Bedeutung von Schnee im Gedicht von verschiedenen Seiten her zu betrachten. Damit bewegen sich alle Beiträge jenseits der Frage nach den symbolischen Bedeutungszuweisungen. Stattdessen wird die Funktionsweise des Sprechens *vom Schnee* in einzelnen Gedichten oder Gedichtzyklen untersucht.

Das Themenheft beginnt mit einem großen Durchgang durch die Geschichte der klassischen chinesischen Lyrik wie der deutschsprachigen des 19. und 20. Jahrhunderts. JIACHUAN LI vergleicht die voneinander abweichenden Bezeichnungen für Schneeflocke im Deutschen und „Schneebüte“ im Chinesischen, und arbeitet dabei heraus, welche Konsequenzen dieser feine semantische Unterschied für die poetische Konzeptualisierung des Schnees in der Lyrik beider Kulturen haben kann. Beispiele dafür lassen sich fast beliebig viele finden; Li führt aber auch Fälle wie etwa ein Gedicht von Klabund an, das sich explizit von der chinesischen „Schneebüten“-Poesie inspiriert zeigt.

Im Anschluss daran zeigt DIEGO LEÓN-VILLAGRÁ entlang mehrerer Texte von Georg Philipp Harsdörffer Parallelen zum Gebrauch von Schnee als Reflexionsfigur auf, wie er so viel später bei Grünbein erscheint. Steht im ›Poetischen Trichter‹ (1653) die genaue Beschreibung des Schnees in seinen verschiedenen Aggregatzuständen im Zentrum, so entwirft Harsdörffer in seinen ›Mathema-

tisch-philosophischen Erquickstunden« (1651) den Schnee als dezidiert inter- und transdisziplinäres Medium. Auch Harsdörffer, so das Argument, zielte bereits auf eine Verknüpfung verschiedener Wissenssysteme und ästhetischer Formen im poetischen Text ab – wofür sich das Wort „Schnee“ als *aktuelles* Beispiel im Wissens- wie im poetischen Diskurs seiner Zeit hervorragend geeignet erwies.

ANDREAS DITTRICH analysiert die konzeptuelle Anlage des einzigen Gedichtbandes von Ilse Aichinger, ›Versenkter Rat« (1978). Wie Harsdörffer auch, setzt sich Aichinger darin mit den verschiedenen Erscheinungsformen und Aggregatzuständen von Schnee auseinander. Aichingers Gedichte aber sprechen nicht mehr *vom Schnee*. Stattdessen nehmen sie Schnee zum Ausgangspunkt eines Orientierungsversuchs und befragen ihn nicht in Bezug auf das Wissen über den Schnee oder dessen Struktur, sondern in Bezug darauf, wie der Schnee sich zu (historischem) ‚Wissen‘ verhält, indem er deckt, schützt, verbirgt, zum Verschwinden bringt oder selbst das Verschwinden repräsentiert. Vor dem historischen Hintergrund ihres Schreibens lässt sich das Wort „Schnee“ im Gesamtwerk der Holocaust-Überlebenden Aichinger als poetologisch eigenwertige Größe erfassen, die in ihrem Symbolgehalt nicht mehr übersetzt werden kann.

Robert Schindels bereits oben angesprochener jüngster Gedichtband ›Flussgang‹ wird in meinem eigenen Beitrag noch einmal aufgegriffen. Im Vergleich der beiden Gedichte ‚Flussgang‘ und ‚Schneegestöber‘ wird dabei gezeigt, inwiefern Schindels Gedichte beispielhaft Lyrik *nach* ‚Lyrik nach Auschwitz‘ repräsentieren. Wie bei einer Vielzahl von Schindels Texten kann man dies vor allem durch die Analyse seiner Bezugnahme auf Celan begründen. Schindel schreibt sich von seinen frühesten Anfängen als Lyriker konsequent von dessen Gedichten her. Im Gedicht ‚Flussgang‘ (re)konstruiert Schindel noch einmal eine traumartige Begegnung mit der Figur Celans, in welcher das historische Trauma Ausdruck und Haltepunkt findet. Im Gegensatz dazu bringt das Gedicht ‚Schneegestöber‘ eine Haltung zum Ausdruck, die sich gerade nicht mehr als ein Fortschreiben von Celans Umgang mit der Bildlichkeit von Schnee und Eis erweist, sondern sich davon distanziert und eine widerständige Position zur drohenden Überwältigung durch die (Metaphern der) Geschichte artikuliert. „Hundstief“ wird der außergewöhnlich auftretende Schnee bei Schindel gleichzeitig am eigenen Leib erfahren und anerkannt, aber auch zum paradigmatischen Fall einer inneren Abwehr, die den Widerfahrnissen standzuhalten vermag.

SIMON ZEISBERG zeigt in seiner Analyse von Steffen Poppes Gedicht ›Den Toten des Surrealismus‹ von 2004 beispielhaft auf, wie ein einzelner lyrischer Text die ganze Problematik des Anthropozän in einem hybriden Schneebild

einzukreisen versucht, das als „nicht mehr gotisch“ erfahren wird. In minutiöser Rekonstruktion des mit Anspielungen und intertextuellen Verweisen aus dem Archiv der Kulturgeschichte der Moderne gesättigten Gedichts legt Zeisberg dar, wie es Popp gelingt, über den Schnee sowohl die ökologische Krise des Antropozäns als auch die damit in Verbindung stehende Krise des kulturgeschichtlichen Bewusstseins zu erfassen.

Das Themenheft beschließt ein kurzer Ausblick auf die musikalische Umsetzung mehrerer „Schnee“-Gedichte aus verschiedenen Regionen und Epochen durch die zeitgenössische japanische Komponistin Mayako Kubo. Ihr viersätziges Vokalwerk ›Schnee‹ von 2018 wird von IMKE MISCH vorgestellt.

*

Es versteht sich von selbst, dass nicht alle Aspekte von Schnee-Lyrik und alle Schnee-Gedichte, die anzusprechen gewesen wären, in den hier versammelten Beiträgen berücksichtigt werden konnten. Und nicht alle, die die intermittierenden Gespräche über Schnee im Gedicht am Lehrstuhl für Neugermanistik an der FU Berlin initiiert und mitgetragen haben, sind in diesem Themenheft durch eigene Beiträge vertreten. Implizit sind sie als ImpulsgeberInnen und stille BegleiterInnen aber präsent, nicht zuletzt Paul Celan selbst, der während seiner Berlin-Reise im Dezember 1967 ein unvergessliches Schnee-Gedicht geschrieben hat: „Du liegst im großen Gelausche,/ umbuscht, umflockt. [...]“ Den Jahrestag seiner Lesung an der FU Berlin konnten wir dankenswerterweise mit einem Gastvortrag von Michael C. Levin in einem von mir geleiteten Celan-Seminar begehen – auch hier war die Rede vom Schnee. Ausdrücklich und gleichermaßen bedankt seien Friederike Günther, die die Stafette an mich weitergegeben hat, sowie Mayako Kubo für ihre Übertragungen von Schnee in Musik, für ihre Offenheit und Unterstützung nicht nur in Bezug auf dieses Thema. Abschließend gebührt mein Dank Christoph Leitgeb, der in seiner Funktion als verantwortlicher Redakteur das Themenheft wie immer umsichtig betreut und durch viele wertvolle Hinweise bereichert hat.

Berlin, 30. September 2024

Christine F r a n k